



Bruno Schäfer

Zweite Halbzeit mit Verlängerung ■

Reflexionen am Meilenstein

75



Reflexionsthemen

1073 Vorwörter	6
Alt werden wie Methusalem? Alter als Gabe und Aufgabe	8
Wirklichkeit erkennen Das Eine und unser polares Bewußtsein	15
"Ich kreise um Gott, den uralten Turm" Im Labyrinth des Suchens	22
Theologie am Scheideweg Wie sprechen von Gott nach Quarks & Co?	28
"Der Wind weht, wo er will" auch wo die Kirche (noch) nicht will	38
Liturgische Wandlungen Göttliche Mysterien in menschlichen Gebärden	49
Als Original geboren – und dann Kopie? Auf dem Weg zum mir Gemäßen	60
Die Geburt vollenden Sterben – ein Akt des Lebens	69
Epilog	75

Den Männern,
die den priesterlichen Dienst nicht mehr ausüben.

Den Frauen,
die sich in den Kirchen zurückgesetzt fühlen.

Den Männern und Frauen,
die einen Teil ihrer Identität im Verborgenen leben.

1073 Vorwörter

Viele Ideen zum Leben entspringen dem Kopf, andere kommen vom Gegenpol: von den Füßen. *"Mit euren Füßen werdet ihr es erlauschen,"* verspricht die jüdische Schriftstellerin Nelly Sachs. Wanderexerzitionen fördern im Gehen meist jene Themen in mir ans Licht, von denen der Exerzitenmeister nichts weiß (oder auch nichts versteht). Ich traue dem Rat von Friedrich Nietzsche: *"Keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung. Nur die ergangenen Gedanken haben Wert."*

Juli 2004. Europa liegt im Fußballfieber. Am dritten Tag quer durch die Wälder des Spessart »kommt« es: ich werde ein Buch schreiben. Klare Intuition, kein Widerstand, aber auch keine Euphorie. Wie selbstverständlich sind Titel und Untertitel sofort zur Stelle. Im Gehen gesellen sich in zwei Tagen die Themen dazu. Aufschreiben ist vorerst überflüssig, weil alles einfach »da« ist. Zuhause werde ich dann zum Sammler und Schreiber, - und zum Zweifler an meinem Vorhaben.

Zweite Halbzeit - das klingt nach Fußball-Fan. Fehlanzeige! Ich wandere gerne, per pedes und Pedale, aber ich bin kein Sportler. Die Europameisterschaft geht mir nicht ans Herz. Sogar den Siegestreffer des Europameisters Griechenland verschlafe ich vor dem Fernseher. Kurz vorher ein komplettes K. o. nicht durch Tiefschlag oder nach Punkten, nein: Grauer Burgunder, ein Glas zuviel!

Kein Zweifel: Die zweite Halbzeit ist gelebt. In der Verlängerung erwarte ich keine Siegestreffer, eher Nachreife, Sinnfindung, Versöhnung mit den ungel(i)ebten Seiten des Lebens, Umarmung

des Schattens. Gewöhnlich berechnen wir die Halbzeiten zu lang. Wer nimmt schon mit 35 oder 40 ernst, daß die erste Hälfte passé ist? Sympathisch ist mir die Einteilung der Franzosen: Ab 60 gehört man zum "troisième âge". Dieses 'dritte Lebensalter' beschert einem nicht unbedingt Altersweisheit, wohl aber Ermäßigung beim Besuch von Museen, Konzerten und Theater.

Bevor der entscheidende Treffer ins Netz geht und das Lebensspiel endgültig abgepiffen wird, habe ich noch einige Fragen an die göttliche Vorsehung, die nächsten tausend Jahre betreffend:

- Werden Christentum und Islam im Dialog zueinander finden für eine bessere Welt oder sich im Namen Gottes gegenseitig umbringen?
- Werden die nächsten Päpste wahrnehmen, was das OPUS DEI nicht nur in der Kirche ausrichtet sondern auch in Menschen anrichtet?
- Werden die selbst ernannten »Saubermacher« in Politik und Kirche eines Tages verstehen, daß ihr pseudo-religiöses Sendungsbewußtsein die Welt nicht verbessert, sondern den eigenen Schatten nährt und in anderen bekämpft?
- Auf welchem Weg wird der Heilige Geist das Charisma Vinzenz Pallottis als Mystiker fruchtbar machen für die Gottsucher von morgen?
- Wie wird die Theologie den Asiaten, die nicht über unseren westlichen Begriff »Person« verfügen, die drei göttlichen Personen der Trinität verdeutlichen?

Wenn ich jetzt abtrete, habe ich nichts verpaßt. Ich äußere diese Reflexionen nicht im Hinblick auf runde Geburtstage oder Jubiläen, eher als Positionsbestimmung im Ausklang der Lebensmelodie, um dem Sinn des eigenen Kommens und Gehens auf der Spur zu bleiben. Ich wün-

sche mir, noch umfassender meine Sehnsucht nach Gott zu spüren und jeden Tag wesentlicher zu leben.

Es geht mir dabei ähnlich wie der Diplomtheologin Vera Krause, die am Ende einer Exerzitienwoche in der Vorstellung, daß sie sterben würde, einen Brief schreiben sollte mit der „*Botschaft des eigenen Lebens*“. Was ist in meinem Leben der Rede wert? Vielleicht geht es bei dieser Konfrontation um das in Lerngruppen häufig praktizierte Ritual, sich selbst die Wahrheit in Gegenwart anderer ehrlicher zu sagen.

Mozart hat sich schon früh mit dem Tod, „*diesem wahren und besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild ... recht viel Beruhigendes und Tröstendes*“ für ihn hat. Seinem kranken Vater schreibt der 31jährige Musiker 1787: „*So lege ich mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den nächsten Tag nicht mehr sein werde. Und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürisch oder traurig wäre.*“

Gerade angesichts des Todes können neue Schritte zum wirklichen Leben gelingen. „*Indem man den Tod akzeptiert, entdeckt und empfängt man ein Leben, das jenseits von Leben und Tod ist, DAS Leben*“ (Karlfried Graf Dürckheim). Leben in der Verlängerung der zweiten Halbzeit heißt für mich: Hinschauen, was war? Sehen, was ist? „*Sehen ist eine Frage des Mutes*“ meint Ulrich Schaffer, einer meiner Lieblingsschriftsteller: „*Früher oder später wird die Welt anders sein als unser Bild von ihr. Wir müssen üben, mit den Augen eines Visionärs, mit den Augen einer Träumerin zu sehen.*“

Sehen heißt auch: die noch offenen Fragen liebhaben, wie Rainer Maria Rilke einer Freundin schreibt. „*Ich möchte Sie bitten ... Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben. Forschen Sie jetzt nicht nach den Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen.*“

Nicht zuletzt mit seinen eigenen Fragen wird der Mensch „*des Weges geführt, den er wählt*“. Der geistliche Schriftsteller Johannes Bours hat mich mit diesem Buchtitel auf einen Weg gelockt, auf dem man viele Schuhe verschleifen kann, aber voran kommt. Daß die eigene Wahl, wie frei oder unfrei auch immer, zugleich göttlicher Führungsweg ist, macht das Leben spannend. Die Schritte ertasten wie mit einer Wünschelrute eine »Geheime Offenbarung«. Wählen, entscheiden - beides waren lange Fremdwörter für mich.

Auch wer nicht wählt, wird (s)eines Weges geführt. Ihm schickt die Vorsehung vielleicht schon zum Frühstück eine provozierende Freundin über den Weg, die auf die Frage nach Kaffee oder Tee ein „*ist mir egal*“ nicht gelten läßt. „*Egal kann ich dir nicht bieten, entscheide dich!*“ Die mehrfache Wiederholung dieses Rituals bringt auf den Weg, oder der Haussegen hängt schief. Gott bedient sich der Hartnäckigen, damit wir wählen und entscheiden lernen.

Das Schreiben eines Buches ist ein echtes Abenteuer voller Höhen und Tiefen. Die Motivation gleicht mitunter den Fontänen eines Springbrunnens: Bei Windstille steil zum Himmel, im Sturm wie Wasserwerfer auf harmlose Passanten, bei Stromausfall wie tropfende Wasserhähne. Auch in

unserer Fast-food-Kultur ist nicht alles in Windeseile lieferbar. Geistiges und erst recht Geistvolles ist ohne Geduld und Inspiration nicht zu haben. Alles hat seine Stunde, manchmal auch seine Jahre. Eine wichtige Erkenntnis ist mir dabei in Zeitlupe zugefallen: Erinnerung schafft Identität. Lesen im Buch des eigenen Lebens ist Freilegen einer Goldmine. Dank allen, die mich ermutigt haben, auch ohne daß sie es wissen. Manche mögen den Nachtschiff vor dem Hauptgang. Dafür gibt es am Ende ein Nachwort, in dem ohnehin das Wichtigste steht. Man hat dann schon mal etwas zum Kauen für den Fall, daß das Hauptmenü dem Geschmack nicht zusagt.



Alt werden wie Methusalem? Gabe und Aufgabe im Alter

"Älter werden ist gar nicht so schlecht, wenn man die Alternative bedenkt" (Maurice Chevalier). Die meisten Menschen träumen von einem hohen Alter, möglichst lange bei guter Gesundheit und klar im Kopf. Im Verlauf des letzten Jahrhunderts sind pro Leben im Schnitt zwei Jahrzehnte dazu gekommen. Männer werden heute im Durchschnitt 75, Frauen 80 Jahre alt, Tendenz steigend. Geschenkte Lebenszeit oder verlängerte Restzeit?

Können wir mit dem Mehr an Jahren umgehen? Längere Lebenszeit ist keineswegs mit längerer Lebensarbeitszeit gekoppelt. Immer mehr Menschen werden durch vorzeitige Verrentung oder finanzielle Anreize zum Ausscheiden aus ihren Verantwortungsbereichen ausgegliedert, oft gegen ihren Willen und ohne Rücksicht auf ihre fachliche oder soziale Kompetenz. Gewonnene Jahre für den einen, verlorene für den anderen.

»Wie alt werde ich?« Diese Frage bezieht sich nur auf die Gabe der Jahre. »Wie werde ich alt?« Darin wird zugleich die Aufgabe ergriffen. Die Veränderung der körperlichen, geistigen und seelischen Situation setzt der gewohnten Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit deutlich Grenzen. Das Angewiesensein auf andere rückt in den Vordergrund. Was trägt? Worin besteht geglücktes, gelingendes Leben? Nicht alte Antworten sondern neue Fragestellungen bringen Licht in die letzten Jahre: *„Es ist viel besser, zu sterben mit einer brennenden Frage auf dem Herzen als mit einem nicht mehr ganz ehrlichen Glauben; besser in der Agonie als in der Narkose“* (Reinhold Schneider).

Wozu sind wir auf Erden?

Seit meiner Kindheit suche ich Antworten auf die wirklichen Fragen des Lebens: Warum lebe ich? Was ist der Sinn meines Lebens „auf diesem absolut unbedeutenden Staubkorn am Rande eines ungeheuren Weltalls“ (Willigis Jäger)? Noch immer könnte ich einfach hersagen, was wir in der ersten Klasse der Dorfschule auswendig lernten ohne zu verstehen. Das gemeinsame laute Aufsagen hat zwar nicht dem Verständnis, wohl aber dem Gedächtnis geholfen wider das Vergessen. *„Den Willen Gottes zu tun und dadurch in den Himmel zu kommen“*. Das gilt noch immer, hat aber mit den Jahren viele Häutungen und Deutungen durchlebt. Man *„kriegt es nie zu Ende“* und weiter *„brennt's in meinen Reiseschuh'n“* (Joseph von Eichendorff).

Im Älterwerden wird das Abschweifen vom Generalthema des Lebens entlarvt. Alle Rinnsale und Nebenflüsse suchen den großen Strom dem Meer entgegen: Wozu auf Erden? Erst allmählich begreife ich, wie neben dem Kopf auch alte unreflektierte Botschaften und Gefühle bei den Antworten mitmischen, vielfach unbewußt, aber umso wirkmächtiger.

Im Bemühen um den Willen Gottes gibt es auch den Mißbrauch. Immer wieder wurde in der Geschichte der Wille Gottes als Waffe gegen andere Menschen gerichtet. Mit *„Gott will es“* rief Papst Urban II. zum Kreuzzug auf. Mit diesem Kampfruf plünderten die christlichen Kreuzritter Konstantinopel. Johannes Paul II. hat dieses Massaker an den Glaubensbrüdern noch einmal verurteilt. Auch die Inquisition berief sich auf den Willen Gottes zur Reinerhaltung des Glaubens. *„Zum Schutz der Gläubigen“*, das ist noch immer die

Eröffnungssphrase kirchlicher Dokumente zur Verurteilung von Querdenkern. Der Wille Gottes kann zum Götzen werden, dem der Mensch zugunsten der eigenen Macht geopfert wird. Man kann diesen sog. göttlichen Willen auch als Waffe gegen sich selbst richten. Zu einfach hat sich die Auffassung eingenistet, man müsse seinen menschlichen Willen aufgeben, um dem Willen Gottes Raum zu geben. So kann sich das Bild eines Gottes verfestigen, der Unterwürfigkeit, Anpassung und Stillhalten fordert. Auch das ist ein Götze, dem der Mensch zum Opfer fällt.

In Genesis 18,20 ff verhandelt Abraham, immerhin der *„Vater der Glaubenden“*, mit Gott um die Rettung Sodoms. Das meint hier also: Dein Wille möge *nicht* geschehen. Für jeden Glaubenden gilt es, bei der Suche nach dem Willen Gottes zwei Klippen zu umgehen. Wer allzu sicher ist, den göttlichen Willen hinter sich zu haben, steht in der Gefahr des Fundamentalismus. Wer allzu begeistert das Recht von vornherein auf seiner Seite sieht, wird leicht zum fanatischen Kämpfer. Beide Einstellungen lassen keinen Raum für den wirklichen Gott, sie können mitreißen, aber auch zerstören. Immer wird dabei der Mensch dem Götzen Ego geopfert.

Das vorschnelle Aufgeben des eigenen Willens birgt Gefahren. Es entsteht kein Raum des Lebens. Das Wirken Gottes in der eigenen Biographie und in der Zeitgeschichte bleibt unentdeckt und unfruchtbar. Daß Gott auf krummen Zeilen gerade schreibt, kann letztlich nur im persönlichen Erleben von Segen, Leid und Schuld erfahren und durchlitten werden. Wir sind Mitgestalter des Gotteswillens und dürfen den eigenen Willen zur Geltung bringen. *„So wird Gottes Wille das, was jeder im Tiefsten seines Herzens will“* (Chiara Lubich).

Gott braucht uns nicht als Unterworfenen oder Mitläufer, sondern als Gegenüber, damit Raum für sein Wirken entstehen kann. Gegenüber? Das genau ist der Fragepunkt! Trennung von Gott und Welt, Gott und Mensch, oder aber eine einzige Wirklichkeit, die sich vielgestaltig offenbart, auch in mir?

Aufbrechen und aufgebrochen werden

"Es ist schon etwas Seltsames, das Älterwerden," äußert Manfred Plate, Herausgeber des CHRIST IN DER GEGENWART im Blick auf seinen 75. Geburtstag. Er schaut auf den Wandel und die Wandlungen des Lebens und der Zeiten als ein Mitgewandelter, der geführt wird, wohin er nicht will (vgl. Joh 21,18), und im Übergang nachspürt, wie und wozu dieses Führen geschah. Warum gerade so?

Ein wenig fühle ich mich diesem Manfred Plate verwandt als suchender Christ in der Gegenwart. Ohne Zweifel hat er durch viele Jahre mein Denken und Glauben mitgestaltet. Sein mitunter heftiges Reagieren gegenüber Sprachfloskeln, Plattheiten und Arroganz im kirchlichen Betriebsmilieu haben meiner Zurückhaltung nach und nach Beine gemacht. Laut zu denken nehme ich zunehmend in Anspruch als Narrenfreiheit des Alters. Ohne daß er es weiß, ist dieser Altersgenosse mir Gefährte geworden. Die größte Herausforderung ist immer wieder der Weg von der Sicherheit in die Unsicherheit. Glück erleben wir, wenn wir Unsicherheit in Sicherheit verwandeln können. Auch das Glück des Glaubens beginnt immer wieder auf dem Weg durch Minenfelder der Unsicherheit.

Im MÄRCHEN VOM WEG (Autor unbekannt) wird deutlich, daß Unsicherheiten vor allem an den Weggabelungen des Lebens entstehen, „denn nicht einmal ein Wunderknabe kann zugleich in verschiedene Richtungen gehen.“ Auch ein Märchenprinz muß an jeder Kreuzung beim Geradeausgehen andere Wege rechts und links unbegangen liegen lassen und spürt Unsicherheit über das nicht begangene Land. So kann sich rückblickend der

Eindruck breitmachen: „*Ich habe immer nur verloren: an Boden, an Wissen, an Träumen.*“ Eine Gnadenstunde dann, auf dem Gipfel gewahr zu werden, „*daß er im Kleiner- und Kürzerwerden ein Leben lang aufwärts gegangen war*“.

Wenn etwas verwandelt werden soll, muß ich es zuerst anschauen und annehmen, auch Grenzen, Schatten, Scheitern und Schuld. Kann ich im Übergang des Alterns vergeben? Alles? Jedem? Vergeben ist nicht gleich vergessen. Narben erinnern an Verletzungen. Vergeben heißt jetzt für mich: anders erinnern, so, daß ich nicht mehr an den Täter gefesselt bin und ein Freiraum für sein und mein Leben entsteht. Begreife ich mich wenigstens jetzt als einen, der Vergebung braucht und erhofft? Alle bisher nicht eingestandene Sehnsucht, auch die Wünsche, deren wir uns schämen, erreichen den Status der Legitimität. „*Die größte Vollkommenheit des Menschen ist sein tiefster Mangel: Gottes zu bedürfen*“ (Kierkegaard).

Im Blick zurück zeigt sich, wo nur scheinbar aufgebrochen und eine zurechtgemachte oder ausgeliehene Persönlichkeit vor Gott in Sicherheit gebracht wurde. Jetzt geht es um den letzten Exodus und da muß alles mit: das Erhabene und das Erbärmliche. „*Gott will ein menschliches Wesen vor sich sehen, sonst hätte seine Gnade nichts zu verwandeln*“ (Jean-Ives Raguin).

Leben im Übergang des Alterns lädt dazu ein, was Ignatius als erstes Ziel seiner Geistlichen Übungen nennt: „*sein Leben ordnen*“, den roten Faden entdecken und die Vergangenheit integrieren, dem Erlebten den richtigen Platz geben. Nur das Angenommene kann nach einem Wort von C. G. Jung auch verwandelt werden.

»Richten« verliert die Bedeutung des Wertens und wird zum »Ausrichten«, wobei Blessuren zum Segen mutieren kön-

nen. Bedeutungen verschieben sich, weil frühere Erfahrungen jetzt neu gedeutet werden, ohne deshalb unwichtig zu werden. Zu den kostbaren neuen Werten zähle ich vor allem, befreit zu werden von unheiligem oder auch heiligem Zwang. Ich »muß« dieses Buch nicht vollenden und auf einen Markt bringen. Daß ich jetzt und hier lebe und atme, denke, fühle und schreibe, ist Erfüllung genug.

„*Unsere Tage zu zählen lehre uns, damit wir ein weises Herz gewinnen*“ (Ps 90,12). Jedoch schützt Alter bekanntlich nicht vor Torheiten; manche jungen Leute sind erstaunlich gereift. Ich teile nicht die Position von Fulbert Steffensky: „*Wenn wir den Jüngeren etwas voraushaben, dann ist es die Zahl unserer Niederlagen.*“ Die Kategorie von Sieg oder Niederlage ist mir in der Betrachtung des Alters völlig fremd, ebenso das Postulat, man müsse sich als alter Mensch selbst ehren, da die Jugend das Ehren des Alters ohnehin verlernt habe.

Die Weisheit des Ordnen zeigt sich in der Akzentverlagerung vom Haben zum Sein. Gefördert wird sie durch die Wende von weniger Müssen zu mehr Muße, durch die Pflege von Lebensformen, die befreien vom Zwang ständigen Sehens und Hörens, von Palaver und Konsum. Viele Antworten (gesuchte, aber auch nicht erbetene) sind mit den Jahren hereingekommen, während die richtigen und mich wirklich bewegenden Fragestellungen oft noch zu entdecken sind. Gute Philosophie lebt, geweckten Kindern gleich, vom Fragen. Ich stelle mir vor, daß Jesus schon früh mit dem Hinterfragen in seiner Lebenswelt begonnen hat. Dem erst Zwölfjährigen wird bescheinigt: „*Er wuchs heran und seine Weisheit nahm zu*“ (Lk 2,52).

Alte Menschen unterstellen häufig, das Schicksal habe ihnen übel mitgespielt,

andere aber begünstigt. Vieles hat sich im Leben ereignet, was der freien Entscheidung entzogen war: körperliche und geistige Konstitution, Herkunft, Umwelt, Ereignisse und vieles mehr. Was uns jedoch dem sog. Schicksal überlegen macht, ist unsere Freiheit, Schicksalhafter anzunehmen oder aber ihm zu trotzen. Selbst gegenüber dem Unabänderlichen bleibt eine letzte Wahlmöglichkeit offen, nämlich zu entscheiden, wie wir innerlich dazu stehen. Wenn plötzlich wegfällt, was bisher Sicherheit gab, bleibt die Erschütterung nicht aus. Heute wird uns bewußt, daß morgen manches anders sein wird als gestern. Neu ist nicht, daß es geschieht sondern wie. Immer aber ist eine Fülle von Möglichkeiten da, mit dem Gegebenen in einer persönlichen Weise umzugehen. Jeder wird eines Tages schmerzlich erfahren, daß er nicht mehr gehen kann wohin er will. Das Nachlassen der Körperkräfte stellt die Frage nach dem Sinn des Lebens provozierend neu. Wer ewig jung bleiben will, verweigert eine letzte Reife, die im Durchleben von Krankheit und Schwäche zu einer neuen Begegnung mit sich selbst und zu einer ganz neuen Offenheit für Gott und die Mitmenschen führen kann. Die letzte Reife beginnt tatsächlich dann, wenn wir uns nur noch in das fügen können, was uns beschieden ist.

"Gerade dann, wenn dem Menschen die Initiative des Handelns aus der Hand genommen wird, ereignet sich oft das Eigentliche im Leben. Er kann dann nur noch sagen 'Dein Wille geschehe' und das gibt dem Meißel Gottes freie Hand, uns die letzte Formung zu geben. Gott macht uns in dieser Zeit noch einmal ein Angebot, mit ihm in eine tiefe Gemeinschaft einzutreten. Einfach nur da sein, Ängste, Gedanken und alles, was uns treibt, loslassen ... Wir müssen nichts vorweisen, wenn wir sterben" (Willigis Jäger anl. seines 80. Geburtstags).

Wachstum und Glück im Zurücknehmen

Gerne folge ich dem Rat der DESIDERATA des amerikanischen Dichters Max Ehrmann *„Freue dich darüber, was du erreicht hast, ebenso über deine Pläne. Bleibe an deiner Entwicklung interessiert, bleibe aber bescheiden. Das Wachstum ist ein wirklicher Besitz im wechselnden Glück der Zeit.“*

(Die häufige Angabe über die Herkunft des Textes „Gefunden in der Old Saint Paul's Church in Baltimore, 1692“ trifft nicht zu. Der Rektor der Kirche ließ den Text des Dichters und Juristen Ehrmann (1872-1945) auf dem Briefpapier seiner Kirche mit diesem Briefkopf (!) der 1692 gegründeten Gemeindekirche drucken).

Kriterien für Lebensglück wechseln wie das Wetter von Tag zu Tag, manchmal von Stunde zu Stunde. Sind glückliche Tage Zufallsglück oder Lebenskunst? Glück haben, glücklich sein - was ist das? *„Nicht im Menschen selbst gründet das Glück“* (Koh 2,24). Es ist nicht etwas, was der Mensch allein aus sich heraus schafft oder gewinnt. Die biblische Sicht rückt ab von materiellen wie geistigen Glücksinhalten, betont dagegen die erfüllende Beziehung: *“Du bist mein Herr, mein ganzes Glück bist Du allein“* (Psalm 16,2). Das Gut der Nähe Gottes bleibt unverfügbar, lockt jedoch auf neue satte Weide, wenn der eigene Goldgräberpfad mehr und mehr zuwächst. Die Bilder vom Hirten und Gastgeber in dunkler Schlucht (Psalm 23) bekommen mit den Jahren neue Farbe. Immer ferner rückt das Glück als »Kick« des Lustempfindens, immer tröstender zeigt sich der Stab der Zuversicht quer durch Mißerfolg, Enttäuschung, Schmerz und Verlustangst. Die Suche gilt dem *„Haus des Herrn“* (Vers 6), Ursprung und Ziel einer Nähe und Balance, in der die Polaritäten des Lebens aufgehoben sind.

Auch das Verständnis von »Wachsen« wandelt sich. Allzu tief hat das Modewort vom Wirtschaftswachstum ein Denken geprägt, demzufolge Wachsen mit Leistung zu bezahlen ist. Das Gleichnis vom Wachsen der Saat (Mk 4,26 ff) entlastet, weil es damit im Reich Gottes anders zugeht. Der Bauer kann ruhig schlafen, denn *„der Samen keimt und wächst, und der Mann weiß nicht wie.“* Kein Zweifel: ich bin dankbar, noch arbeiten zu dürfen, nicht zu müssen. Ich liebe meinen Beruf und spüre darin erfüllende Berufung. Dankbar bin ich für das Mitwirken als Seelsorger in der »Caritas Betriebs- und Trägergesellschaft« (CBT), für das engagierte aber zwangsfreie Gehen an langer Leine. *„Alles, was deine Hand, solange du Kraft hast, vorfindet, das tu!“* (Koh 9,10).

Die Versuchung, sich auch im Älterwerden immer wieder zu übernehmen, kommt von innen, vom Perfektionisten und Macher, der gern so tut, »als ob« er noch alles könne. Das paßt natürlich in eine Welt, in der das Leitbild »größer-schneller-mehr« regiert. Das Selbstwertgefühl darf sich jetzt authentisch in dem mir Gemäßen gründen. Ich kenne eine Seite in mir, die mehr will als ich brauche und kann, oft nur deshalb, weil andere es haben und können. Das geht einher mit der Versuchung, die Fäden weiter in der Hand und alles unter Kontrolle zu halten.

Als Weisheit gilt allgemein das gesammelte Lebenswissen, das nach Abzug aller nichtssagenden Füllmasse *„mich verbindlich angeht“* (Paul Tillich). Ich wünsche aber zugleich und kann den Anspruch nur schwer lassen, daß es auch andere angehen möge. Das (Un)Kraut guter Ratschläge wächst immer wieder nach. Wünsche nach Einfluß und Anerkennung tarnen sich mit dem Deckmantel des »gut Gemeinten«. Nicht nur Eltern und Großeltern tragen daran, daß sie ihre Kenntnisse und Er-

fahrungen nicht an die jüngere Generation weitergeben können. Der Protest des Kleinkindes dagegen, immerzu an die Hand genommen zu werden von denen, die angeblich besser wissen, wo es entlang geht, wiederholt und verstärkt sich bei den erwachsenen Kindern und Enkeln. Ich kann das Gebet einer Nonne aus dem 17. Jh. (in vielen Varianten überliefert, auch Theresa von Avila zugeschrieben) gut nachempfinden: *„Bewahre mich vor der Einbildung, bei jeder Gelegenheit und zu jedem Thema etwas sagen zu müssen. Erlöse mich von der großen Leidenschaft, die Angelegenheiten anderer ordnen zu wollen ... Bei meiner ungeheuren Ansammlung von Weisheit erscheint es mir schade, sie nicht weiterzugeben.“*

»Gut gemeint« ist nicht immer gut. Indem wir bewahren und retten wollen, werden wir schnell zum Opfer und dann gemieden. Theresa begründet ihren Verzicht ausdrücklich damit, daß sie sich *„ein paar Freunde erhalten möchte“*. Wer als Theologe Gottes Botschaft an die Menschen weitergibt, tut sich besonders schwer damit, daß Gott seine Botschaften auch außerhalb unserer frommen Predigten *„viele Male und auf vielerlei Weise“* (Hebr 1,1) mitteilt. Der Dienst am Wort darf sich zurücknehmen zur Bereitschaft, *„dem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt, aber tut es bescheiden und ehrfürchtig“* (1 Petr 3,15f).

Das andere Ufer im Blick

"Ich habe immer über den Fluß geschaut, seit ich hier bin. Ich weiß, wie es dort ist." Erstaunlich gelassen gibt sich der junge Hirt in Janoschs Geschichte DER TOD UND DER GÄNSEHIRT. Die »andere Seite« ist ihm nicht fremd, die Angst vor dem Hinübergehen hat dem fröhlichen Spiel auf der Flöte Platz gemacht.

Johannes XXIII. verschloß sich nicht der Tatsache, daß er sich dem anderen Ufer näherte: *„Ein Blick in den Spiegel genügt, um über meine wirkliche Verfassung zu urteilen. Das ist die Zeit der Reife. Ich muß also mein Bestes tun und bedenken, daß mir vielleicht nur noch wenig Zeit beschieden ist und ich schon nahe an der Pforte der Ewigkeit stehe. Hiskija wandte sich, als der Gedanke auf ihn zukam, zur Mauer und weinte (Jes 38,1-5). Ich weine nicht, und ich möchte auch nicht wieder von vorne beginnen, um es besser zu machen. Ich vertraue der Barmherzigkeit des Herrn alles an, was ich mehr oder minder gut vollbracht habe."*

Zur Weisheit des Alters gehört unbedingt die Einsicht, daß uns nur ein *"Dasein auf Abruf"* (Eugen Biser) beschieden ist. Das drängt auf eine schicksalhafte Entscheidung hin, die befristete Lebenszeit und bruchstückhafte Lebensleistung entweder resignierend hinzunehmen oder aber bejahend zu akzeptieren. Biser meint, daß die Lebensgeschichte eines Menschen einen folgenschweren Sinnbruch erleidet, wenn er sich nicht zur *"Annahme des Unannehmbaren"*, also des Sterbens durchringt. Viktor E. Frankl spricht von der Neigung des Alternden, an den vergangenen Dingen nur zu sehen, daß sie nicht mehr sind, dabei jedoch zu übersehen, welche Speicher sie gefüllt haben. *"Er*

sieht nur das Stoppelfeld der Vergänglichkeit, aber nicht die vollen Scheunen der Vergangenheit." Das führt zu einer negativen Lebensbilanz, welche die bereits verwirklichten und auch weiterhin zu entdeckenden Sinnmöglichkeiten über-
sieht.

Können wir uns vorbereiten für die Reise auf »die andere Seite«? Mehr als den Tod fürchten wir meist das Sterben vor dem Sterben, die Schmerzen und die Demenzen, die Hilfsbedürftigkeit, den Verlust des Gedächtnisses, die Zerstörung der Lebensbibliothek im Gehirn. Dagegen gibt es (noch) kein Heilmittel der Medizin. Eine liebe Kollegin, erfahrene Altenpflegerin und Ausbilderin für Hospizhelfer, empfiehlt als Vorsorge gegen den »Tod des Geistes« ein Leben lang zu lernen; gegen den »sozialen Tod« lebendige Beziehungen auch im Alter zu pflegen, beides allerdings ohne Anspruch auf Garantie. Dem »spirituellen Tod«, dem Verlust von Lebenssinn und Lebenswert, begegnen wir am besten durch ein intensives spirituelles Leben. Vielleicht erreicht dies seine größte Dichte und Tiefe darin, den möglichen Verlust der geistigen Fähigkeiten und des Gedächtnisses schon in gesunden Tagen, also im voraus freiwillig zu akzeptieren, einschließlich der provozierenden Anfangsphase der permanenten Appelle und Belehrungen unserer Mitmenschen, bevor die Gnade des Vergessens sich endgültig über uns breitet.

Die Größe eines alten Menschen besteht darin, sich selbst nichts mehr beweisen zu müssen und vor dem Tod die Augen nicht zu verschließen. Die Herrlichkeit des Daseins und seine Vergänglichkeit sind sehr wohl vereinbar, wenn wir mit Rilke überzeugt sind: *"Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält."* Diese Hände sind das letzte Haus nach vielen Wanderungen, die

Wohnung, die unendlich viel Platz hat, weil nichts mehr von den Dingen und Wünschen im Wege steht, die bei den zahlreichen Umzügen im Leben mitgeschleppt wurden in der Ungewißheit, ob sie vielleicht noch gebraucht werden. Dieser Raum der Hoffnung am Ende ist das Allerwichtigste: *"Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben"* (Rilke).

Olafsen, die schwedische Regisseurin des Films *"In deinen Händen"*, sagte bei der Preisverleihung für dieses gelungene Werk: *"Ich wollte einen Film machen darüber, was geschieht, wenn man sich im Vertrauen einem anderen überlassen kann."*



Wirklichkeit erkennen Das Eine und unser polares Bewußtsein

Für das Wohlbefinden unseres Körpers betreiben wir zeitlebens einen hohen Aufwand. Unserem Bewußtsein schenken wir vergleichsweise wenig Beachtung, obwohl es sich dabei um jene Instanz handelt, mit der wir die Welt erleben und die das Ende unseres Körpers überdauert. Es war für mich schockierend, eines Tages damit konfrontiert zu sein, daß die Wirklichkeit nicht so ist, wie wir sie wahrnehmen. Damit begann ein spannender Prozeß der Suche nach den Gesetzmäßigkeiten und Strukturen der Psyche. Auf diesem Weg haben mir zunächst Ausführungen des Psychologen Thorwald Dethlefsen und später die Begleitung des Benediktiners Willigis Jäger auf dem Weg der Kontemplation sehr geholfen.

Über dem Eingang zum Tempel von Delphi standen die Worte: *"Erkenne dich selbst."* Der Satz ging im Innern des Tempels weiter: *"damit du Gott erkennst"*. Selbsterkenntnis führt zu Gotteserkenntnis. Tieferes Wissen um das eigene wenn auch begrenzte Sein kann zur Tür für das Unbegrenzte werden.

Die Klippe des Erkennens

Der Prozeß des Erkennens steht unter dem Gesetz der Polarität. Unser menschliches Bewußtsein kann das Eine oder die Einheit nicht denken und wahrnehmen. Geometrisch gesprochen: Wir können uns den Punkt nicht vorstellen, diesen Ort ohne Ausdehnung und Dimension. Könnten wir es, wären wir in der Einheit. Wegen dieser Begrenztheit unseres Bewußtseins offenbart sich uns alles polar. Wir leben also in der Welt der Gegensätze und Unterscheidungen von Plus und Minus, Mann und Frau, Licht und Dunkel, Gut und Böse.

Innerhalb dieser Gegensätze versuchen wir Ordnung zu schaffen mit »entweder - oder«, zu unterscheiden und schließlich zu werten, indem wir "ja" zur einen Hälfte sagen und gleichzeitig "nein" zum Gegenpol. Mit der einen Seite identifizieren wir uns, die andere bekämpfen wir, weil sie uns stört und wir das Störende wegschieben oder verändern möchten.

Auf unsere Person bezogen nennen wir die abgelehnte Seite in der Terminologie von C. G. Jung den Schatten. Wir wenden im Leben einen beträchtlichen Teil unserer Energie dafür auf, den Schatten nicht wahrzunehmen, ihm auszuweichen, ihn zu bekämpfen oder als Projektion in die Umwelt zu verlagern. Das Hinausschieben ins Unbewußte dispensiert uns davon, diesen ungeliebten Teil unserer Existenz zu leben. Hier beginnt das Unheil, indem wir bei uns selbst nur »weiß« draußen jedoch vielfach »schwarz« sehen, das dann zu bekämpfen ist. Zur Ganzheit, zum Heilsein fehlt die abgelehnte Hälfte. Versöhnung mit sich selbst heißt, diesen anderen Teil hereinlassen und als »Bruder« umarmen.

Eine Grunderfahrung der Polarität ist unser Atemgeschehen. Ein- und Ausatmen erfolgen in ständigem Wechsel polarer Phasen. An diesem Rhythmus zu basteln oder zu manipulieren hieße das Leben und seine Gesetzmäßigkeit zerstören. Wir können das eine nicht ohne das andere wollen. Hier zeigt sich ein Grundgesetz: Der eine Pol lebt vom anderen, ein Pol erzwingt den anderen geradezu, weil er ihn braucht. Daran wird deutlich, wie eng zusammengehört, was wir als zwei Aspekte erleben. Es zeigt sich, daß hinter jeder Polarität eine Einheit steht, auch wenn wir sie nur in Gegensätzen erfassen. Wir können sie nicht in ihrer Gleichzeitigkeit erfahren, wir können vielmehr die beiden Aspekte dieser Ganzheit nur gespalten und nacheinander wahrnehmen, wodurch für uns Raum und Zeit entstehen.

Theologische Konsequenzen - Der Weg der Einheit

Auf den Weg der Heilung, der auch im religiösen Sinne ein Heilsweg werden kann, führt die Rückkehr in die Einheit: Sich dem Einen weihen, nicht der Polarität und Spaltung. Der Weg der ständigen Unterscheidung führt früher oder später in Zweifel und Verzweiflung. Unser Hang zum Werten vereitelt letztlich die besten Absichten. Wir sind tief beeinflusst von alten Mißverständnissen, auch des Christentums. Dies betrifft keineswegs die christliche Lehre und den in ihr aufgezeigten Heilsweg. Die beste Lehre schützt jedoch nicht davor, mißverstanden und falsch interpretiert zu werden. Wir befinden uns in einem kollektiven Sog, ja geradezu in einem Zwang, zwischen den beiden Aspekten einer Ganzheit Wertungen vorzunehmen, womit wir unsere Zustimmung bzw. Ablehnung rechtfertigen.

Das Christentum hatte wie die Menschen überhaupt von jeher Schwierigkeiten mit dem Guten und dem Bösen, mit Gott und dem Teufel. Da gibt es also den guten Gott und daneben den bösen Teufel. Ist der gute Gott der Alleinige, der Schöpfer von allem, der Alleinverursacher, dann muß er konsequenterweise auch selber den bösen Teufel gemacht haben. Hat er ihn aber nicht gemacht, dann ist er nicht mehr der alleinige Schöpfer, dann war der Teufel schon immer da und die Allmacht dieses Gottes ist eingeschränkt, ein schwerer Konflikt für den Gläubigen.

Bei diesem Konflikt unterläuft leicht ein Denkfehler. Der Begriff »Gott« ist in allen Religionen letztlich die Bezeichnung für die „Polarität der Polaritäten“ d. h. für die Einheit. Die Einheit steht immer hinter der Polarität und ist ihre Voraussetzung. Sie kann aber vom Menschen nicht begrif-

fen werden, weil unser Bewußtsein nur in Polaritäten erkennen kann. Diese alles umfassende Einheit ist der alleinige Gott, für den es nichts gibt, was nicht in ihm eins ist. Dieser Begriff »Gott« darf nicht heruntergezogen werden auf unsere polare Denkebene, weil dies zur Folge hat, einen Gegenpol zu ihm in Gestalt des Teufels zu formulieren. Wenn wir von Gott und Teufel als Gegenpolen sprechen, tun wir so, als sei Gott ein Teilbereich, eine Person aus der polaren Welt. Das jedoch kann er per definitionem nicht sein. Es gibt also keine Polarität Gott-Teufel, sonst machen wir aus dem Alleinigen lediglich einen Pol gegenüber einem anderen Pol. Das passiert immer wieder: Gott wird in die Polarität gezogen, er wird nicht dort gelassen, wo er hingehört als allumfassende Einheit, in der es keine Aufspaltung und keine Gegensätze gibt. Dieser Gefahr will die Bibel vorbeugen: "*Du sollst dir kein Bildnis machen*" (Deut 4,16 ff).

Der Teufel »entsteht« also genau da, wo wir den Gottesbegriff des All-Einen in die Polarität stellen, wo er dann einen Gegenpol braucht. Anders gesagt: Der Teufel wird »notwendig«, sobald Gott (bildhaft gesprochen) in die Spaltung, in die Schöpfung gestellt wird. Solange Gott Gott ist, und solange Licht Licht ist, gibt es nur dieses All-Eine. In dem Augenblick, da sich diese Einheit offenbart und das polare Bewußtsein dieses Licht erkennen möchte, bedarf es als Gegenpol der Finsternis, um das Licht wahrnehmen zu können.

Wir brauchen also auf der Vorstellungsebene der Polarität einen Teufel, um Gott denken zu können. Damit wird aber das Dunkel, die Finsternis (und analog auch das Böse) letztlich zum Diener dieses Lichtes und der Teufel wird zum Diener dieses Gottes. Deshalb heißt der Teufel auch "Luzifer" (Lichtträger). Die Dunkel-

heit ist immer Träger des Lichtes. Ohne diesen Träger ist das Licht für uns nicht wahrnehmbar, ohne Teufel ist Gott für uns nicht begreifbar. Wir brauchen also diese Hilfskonstruktion, die verschwindet, sobald die Polarität aufgehoben ist, sei es in mystischer Erfahrung oder in der nicht-dualen Erkenntnisweise nach unserem Tod. Bis dahin gilt: „*Stückwerk ist unser Erkennen*“ (1 Kor 13,9).

Wir sollten zu denken wagen, daß es an sich, d. h. jenseits der Polarität unseres Bewußtseins, kein Dunkel und auch kein Böses gibt. Finsternis und Teufel entstehen als Produkt des polaren Denkens und verschwinden wieder, wenn die Polarität des Bewußtseins aufgehoben ist. Deshalb brauchen wir keine Angst zu haben vor dem Kampf der Lichtkräfte gegen die Kräfte der Finsternis, wenn auch viel darüber diskutiert und geschrieben worden ist. Wenn in der polaren Welt Licht und Dunkel zusammentreffen, siegt immer das Licht, weil es allein existent ist, die Dunkelheit dagegen nicht. Deshalb meiden die Finsterniskräfte das Licht, weil sie dabei selbst zum Licht mutieren würden. Bereits eine brennende Kerze, die wir innerhalb eines dunklen Raumes aufstellen, beweist es.

Das Christentum ist wohl aus dem Denken des Alten Testaments heraus für diesen Konflikt anfällig geblieben. Der gläubige Israelit versteht Gott als den Allverursacher. Alles was existiert, kommt von ihm, Liebe und Haß, Zuneigung und Zorn, mütterliches Gebären des Lebens und Vernichtung des Sünders. Die ganze Bandbreite menschlicher Gefühle und Verhaltensweisen ist im anthropomorphen Gottesbild verankert. Liebe und Furcht bestimmen demzufolge das Verhalten zu diesem ambivalenten Gott. Ethik und Moral orientieren sich dabei an einem Gott, der uns gegenübersteht. Würden wir

im Bewußtsein des Nichtgetrenntseins leben, in der Erfahrung der Einheit, wäre unser Handeln »gut« ohne moralischen Imperativ. »Sünde« geschieht als Folge von »sondern«.

Mythologische Sprache

Die Menschen unserer Zeit haben kaum einen Zugang zu mythologischen Bildern. Sich darin auszudrücken ist problematisch und führt leicht zu Mißverständnissen. Die einen nehmen mythologische Bilder wie historische Berichte, denen zufolge es »genau so« war und deshalb auch genau so zu glauben ist. Andere gehen davon aus, daß es geschichtlich so nicht gewesen sein kann, weshalb das Ganze von vornherein als Unfug abgetan wird. Beide Einstellungen werden der Sache nicht gerecht, denn Mythologie ist der Versuch, metaphysische Wirklichkeit und Wahrheit zu vermitteln. Was hinter den Erscheinungsformen steht, läßt sich nicht unmittelbar in Sprache fassen oder in Begriffen formulieren, es kann nur in Bildern und Gleichnissen, gleichsam in der Verpackung der Mythen vermittelt werden. Recht verstandene Mythen stehen somit der Wirklichkeit näher als begriffliche Definitionen.

Jesus zeigt sich in seinen Gleichnissen als großer Meister der Bildsprache, um die Geheimnisse Gottes einfachen wie gebildeten Menschen nahezubringen. Bildungsunterschiede bei den Zuhörern fallen bei dieser Vermittlungsweise weniger ins Gewicht. Die in den Bildern und Gleichnissen Jesu enthaltene Dynamik ist für das Verständnis des Gottesreiches und die Zukunft des Christentums neu zu erschließen, nachdem bislang der moralische Aspekt stark im Vordergrund stand.

Der „Sündenfall“

Wir gewinnen auf diesem Hintergrund einen neuen Zugang zur Darstellung des Schattenbereichs im Schöpfungsbericht der Bibel (Gen Kap. 3), wo es um »gut« und »böse« geht, zum sog. Sündenfall. Die Schlange verspricht Erkenntnis: „*Sobald ihr davon eßt, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse.*“ Das konnten die Menschen im Paradies vorher nämlich nicht. Sie lebten in der Einheit mit der letzten Wirklichkeit, konnten folglich nicht unterscheiden und also nicht erkennen, denn das ist eine Funktion des Bewußtseins in der Polarität. Erkennen ist nur möglich bei der Spaltung von Subjekt und Objekt, von Erkennendem und Erkannten. Die Menschen entschieden sich für Erkenntnis und die Schlange hat ihr Versprechen gehalten. Die Menschen erkannten jetzt Gut und Böse, verloren aber damit die Einheit des Bewußtseins. Deshalb wird diese Geschichte »der Fall« oder »der Sturz« genannt, die Theologie spricht vom »Sündenfall«.

Das Böse entsteht also durch den zum ambivalenten Bewußtsein gekommenen Menschen, der in der Figur der Schlange zur pervertierten Freiheit versucht wird und ihr nachgibt. "*Ihr werdet wie Gott, wissend das Gute und das Böse.*" Nicht von ungefähr legt Goethe (in FAUST I) dem Mephistopheles als Wahlspruch in den Mund: "*Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.*" ("*Ihr werdet wie Gott sein, Gutes und Böses wissend*").

In der theologischen Tradition könnte eine Aussage des Thomas von Aquin einen Hinweis zur Sache geben: "*Gutes ohne Böses kann es geben, Böses aber ohne Gutes kann es nicht geben.*" Für ihn fällt

der Gottesgedanke mit dem unbedingt Guten in eins.

Sünde ist sprachlich verwandt mit »sondern«, also mit Absonderung. Der Sündenfall ist die Absonderung von der Einheit des allumfassenden Bewußtseins und damit der Sturz in die Polarität und das Gespaltensein. Im Griechischen heißt sündigen 'hamartanein' = das Ziel nicht treffen, den Punkt verfehlen. Den Punkt nicht treffen heißt: die Einheit nicht treffen. Der Punkt repräsentiert in allen Religionen die Einheit. Wer diesen Punkt nicht trifft, ist sündig. Sündig sein ist ein Synonym für polar sein. Der Mensch ist also sündig, weil er polar ist. Das macht verständlich, was die Lehre von der Erbsünde in der Theologie eigentlich meint. Sie zeigt auf, daß der Mensch schon sündig ist, sobald er Mensch wird.

Der Irrweg des Verstehens beginnt mit der Mißdeutung, dieses Sündigsein habe etwas mit konkreten Handlungen zu tun. Völlig abwegig ist nach den Erkenntnissen der Evolution darüber hinaus, diese Befindlichkeit sei durch genetische Zeugung von einem ersten Menschenpaar auf alle vererbt worden. Die weder in der Hebräischen Bibel noch im Neuen Testament sich findende, sondern vom Kirchenvater Augustinus propagierte Vorstellung von einer durch geschlechtliche Zeugung weitergegebenen Erbsünde ist schon deshalb nicht aufrecht zu erhalten, weil es dieses erste Menschenpaar nie gegeben hat. Der Theologe und Teilhard-Spezialist Karl Schmitz-Moormann äußert sich zu den Konsequenzen: "*Die Vorstellung der traditionellen Sicht der Erlösung als Versöhnung und Loskauf von den Folgen des Sündenfalls Adams ist ein Unsinn für jeden, der um den evolutiven Hintergrund der menschlichen Existenz weiß.*" Hier zeigt sich also das Verhängnis, eine mythologisch bedeutsame Aussage historisch

zu verstehen. Der Mensch ist sündig, mag er dieses oder jenes tun, sich so oder anders entscheiden; er ist sündig, weil er polar ist. Die griechische Tragödie bringt genau dies zum Ausdruck: der Mensch wird immer »schuldig«, ganz gleich wie er entscheidet.

Dies ist heute kaum zu vermitteln, weil die Bewertungen völlig anders gelagert sind: du mußt dieses tun und jenes lassen. Alles immer möglichst »richtig« zu machen gilt als oberstes Postulat. Indem wir meinen, das Gute zu tun, nähren wir den Schatten, und der wächst mit, um uns irgendwann zu überholen. So geschieht es, daß eine christliche Kultur das Gute will und Scheiterhaufen aufrichtet oder ganze Völker ausrottet, ein erschreckender Ausdruck des Schattens. Paulus spricht von seiner Not, das Gute zu wollen und dennoch das Böse zu tun „*Denn ich begreife mein Handeln nicht: ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse*“ (Röm 7,15). Wir erleben böses Handeln bei uns und anderen, wir erleben erschütternde Tragödien in persönlichen Beziehungen und in geschichtlichen Ereignissen wie Auschwitz, Hiroshima oder dem 11. September 2001. Dennoch hat das Böse keine eigene Existenz.

Wenn wir also die Einheit, diesen Punkt, einmal erreichen wollen, dann haben wir zu lernen, nicht einen Teil der Polarität immerzu wegzuschieben sondern die Gegensätze zu einen, die Pole zusammenzubringen. Das setzt zugleich voraus, immer mehr vom Schatten hereinzulassen und damit der Einheit näher zu kommen. Das Bewußtsein immer mehr auf die Wirklichkeit hin zu öffnen ist der Sinn der sog. Bewußtseinserweiterung.

Unsere Sprache macht zusätzlich deutlich, daß es letztlich nur *ein* Bewußtsein gibt, an dem wir teilhaben können. Von

Bewußtsein gibt es sprachlich keine Mehrzahl. Es gibt nur - und das ist zugleich die spirituelle Herausforderung - eine Annäherung an die Einheit durch die ständige Erweiterung des Bewußtseins, durch den Abbau des Zaunes um das Ego. Damit sind wir bei der Forderung Jesu, das Ich i. S. des Ego loszulassen, weil es das eigentliche Hindernis auf dem Heilsweg ist, um das Selbst (biblisch: die Seele) zu gewinnen. Die Falle auf dem Weg ist der nicht integrierte Schatten.

Zur Frage des theologischen Verständnisses der Heiligen Schrift hat sich das II. Vatikanische Konzil deutlich erklärt (in der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung VERBUM DEI, 1965). Für den Schöpfungsbericht und die Lehre vom Sündenfall ist der Hinweis auf die „literarischen Gattungen“ und die Bedeutung der „vorgegebenen umweltbedingten Denk-, Sprach- und Erzählformen“ (Nr. 12) nicht hoch genug einzuschätzen. Noch 1950 wollte Papst Pius XII. (in der Enzyklika HUMANI GENERIS) am wortwörtlichen Verständnis der biblischen Erzählung vom Sündenfall festhalten. Die vom Geist Gottes geleiteten Verfasser der Bibel wollen zweifellos göttliche Offenbarung vermitteln. Die eigentlich theologischen Aussagen, eben auch des Schöpfungsberichtes, treten aber klarer zutage, nachdem die literarische Gattung geklärt und neu definiert ist.

"Sag mir, wo der Himmel ist"

Raum und Zeit sind Kategorien des polaren Bewußtseins. Der auferstandene Christus lebt außerhalb dieser Schranken, auch wenn er nach seiner Auferweckung seinen Jüngern und Jüngerinnen in deren Raum- und Zeitwelt erscheint. Auch wir werden nach Tod und Auferweckung außerhalb von Raum und Zeit sein; alles andere wäre widersprüchlich.

Wie definieren wir den Himmel? Daran versuchten sich jüngst vier Irdische in der Absicht, christliche Begriffe zu (er)klären. Es sollte eine Handreichung erstellt werden, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von Altenheimen der Caritas besser in die Lage versetzt, die religiöse Begleitung von christlich orientierten Bewohnern zu gewährleisten. Es galt, etwa 120 Begriffe möglichst sachgerecht, kurz und verständlich zu erläutern. Natürlich kamen wir bei der Erklärung des Himmels ins Schwitzen, weil ja noch keiner von uns drin war oder auch nur hinein geschaut hat. Immerhin waren wir uns darüber einig (in Übereinstimmung mit dem NEUEN THEOLOGISCHEN WÖRTERBUCH von Herbert Vorgrimler), daß für den Begriff Himmel die Kategorien Raum und Zeit nicht mehr gebraucht werden. Diese Darstellung passierte jedoch die Kontrolle des Generalvikariats Köln nicht ohne Beanstandung: *"Ein Glaube, der dezidiert die leibliche Auferstehung bekennt, kann bei der Beschreibung des Himmels nicht ohne räumliche Kategorien auskommen, wenn diese auch nicht im Vordergrund stehen."* Die Autoren sehen es nach wie vor so, daß wir nach Tod und Auferweckung in der neuen Existenz weder Raum noch Zeit benötigen werden und wir den Herrn Generalvikar zunächst in den "räumlichen Kategorien" zurücklassen müssen. Er wird nachkommen - irgendwann.